

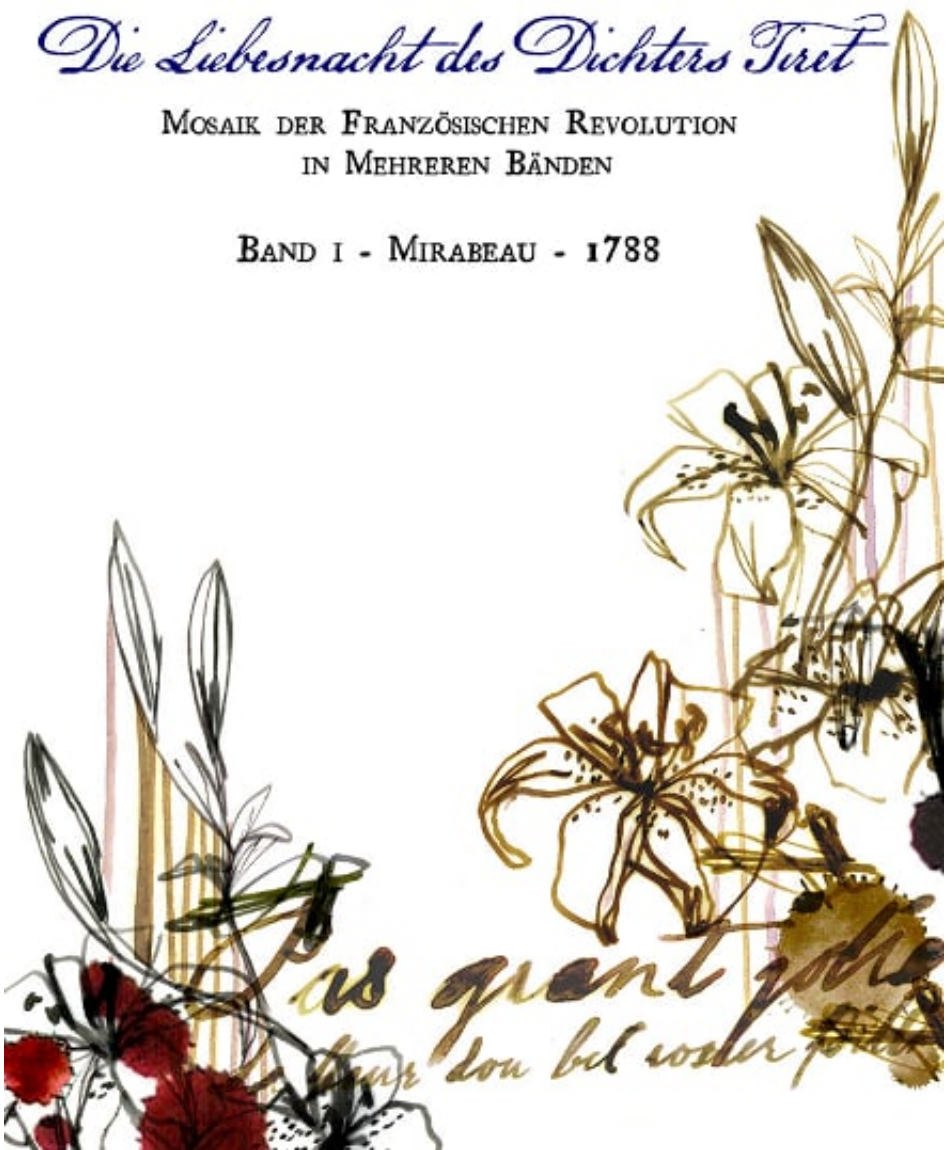


RICHARD K. BREUER

Die Liebesnacht des Dichters Tiet

MOSAIK DER FRANZÖSISCHEN REVOLUTION
IN MEHREREN BÄNDEN

BAND I - MIRABEAU - 1788



*Das geht wohl
für den bel wasser*

IMPRESSUM

Richard Breuer

Bäuerlegasse 17/22

1200 Wien

RICHARD K. BREUER: lebt, liebt und arbeitet in Wien. Wirtschaftlich geprägte Schulausbildung. Verschiedene Jobs im Banken- und Softwarebereich. Seit 2003 von Museen geküsster Schriftsteller, Dramatiker, Drehbuchautor, Designer, Skeptiker, Blogger und noch vieles mehr. Absolvent eines Verleger-Seminars bei Prof. Mazakarini. Verlegt seine von ihm in Adobe In-Design gestalteten und gesetzten Bücher selbst. Webseite: www.i668.cc

BAND I: August bis Dezember 1788. Als der Gelehrte Aleksander Mickiewicz sich in die schöne Madeleine, Tochter eines polnischen Aristokraten, verliebt, ahnt er noch nichts von den mysteriösen Umständen seiner Herkunft und von den Ereignissen, die ihn bald unversehens in die politischen Umbrüche hineinziehen werden. In Begleitung des geheimnisvollen, zuweilen verschrobenen Marquis d'Angélique begibt er sich auf eine gefährliche Reise nach Frankreich und begegnet dem genialen Vordenker der Revolution Graf Mirabeau und weiteren historischen Personen. Die Welt beginnt, am Vorabend der Revolution aus den Fugen zu geraten ...

ÜBERLIEFERTE BRIEFPASSAGEN: Mirabeau, Ludwig XVI.

Inhalt

- 1759- EINE OUVERTÜRE IN FRANKFURT 15
 - 2- DER SPALT EINER TÜR 25
 - 3- EINE ANDEUTUNG, DIE ADELT 29
 - 4- EIN SCHLÜSSEL, DER SPERRT 35
 - 5- DER MARQUIS IM KLEIDERSCHRANK 39
 - 6- UMKLAMMERUNGEN 49
 - 7- EINE BIENE, DIE STICHT 61
 - 8- DIE GEWEIHTE PISTOLENKUGEL DES JAN POTOCKI 69
 - 9- KONSPIRATIVE BILLARDSTÖSSE 81
 - 10- EIN ZIGEUNERWEIB AUS JÜTERBOCK 87
 - 11- DER ROMAN EINES MÄSSIG TALENTIERTEN SCHREIBERS 95
 - 12- FRANKREICHS TYRANNEI, AMERIKAS FREIHEIT 105
 - 13- ZWEITAUSENDACHTHUNDERT KARAT 113
 - 14- *Mirabeau* 125
 - 15- DIE BERÜHRUNG DES KÖNIGS 143
 - 16- DAS VERLORENE AUGE DES MONSIEUR DUPORT 159
 - 17- DER BRIEF DES MONSIEUR MICKIEWICZ 165
 - 18- DIE BITTE ZWEIER FRAUEN 171
 - 19- DER SILBERNE SPUCKNAPF 179
 - 20- URSACHE UND WIRKUNG 187
 - 21- VERSPÄTETE VATERFREUDEN UND EIN ENTSCHLUSS 193

ANMERKUNGEN 203

HINWEISE AUF QUELLEN & LITERATUR 217

NACHWORT 223

DANKSAGUNG 225

ROTKÄPPCHEN¹⁷⁸⁸ 227

- 1759 -

EINE OUVERTÜRE IN FRANKFURT

Die Geschichte des Dichters Tired beginnt am 13. August 1759 im Städtchen Frankfurt, welches an der Oder liegt. In der Abenddämmerung spazieren dort in ausgelassener Laune der Adjutant des österreichischen Feldmarschall-Leutnants Freiherr von Laudon, der Adjutant des russischen Feldmarschalls Saltykow und ein junger Gesandter des französischen Königs Ludwig XV. Allesamt sind sie im Kriege mit den Preußen Friedrichs des Großen, die am gestrigen Tage in Kunersdorf, nicht unweit von Frankfurt, eine schlimme Niederlage haben hinnehmen müssen.

»Die Kapitulation ist noch nicht eingetroffen?«, fragt der französische Diplomat.

»Nau, wenn's ums Verlieren geht«, antwortet der Österreicher, »da werden's plötzlich fad, die Preußen. Aber beim Siegen, da sind's die Ersten. Habt's ihr gehört, dass sie die Schlacht für sich reklamieren?«

»Ist ja bitteschön unmöglich, weil ist ein Affront«, knurrt der Russe – »Die große russische Armee wird bald stehen in Berlin und sie machen der Zarin zum Geschenk. Sollen die Preußen schauen, wie wir Russen machen Krieg.«

»Ja, warum habt Ihr's denn auf einmal so eilig? Sammeln wir doch bitteschön unsere Kräfte, bevor wir dem Fritzl den Allerwertesten versohlen«, sagt der Österreicher – »Der preußische Adler, auch wenn er viele Federn hat lassen müssen, er bleibt gefährlich!«

»Verkehrte Welt, meine Herren«, resümiert der Franzose – »Sonst sind die Österreicher immer jene, die den Feind un-

terschätzen, die Russen jene, die ihn überschätzen. Wir sehen, jede Allianz lässt uns vom einstigen Feind lernen.«

Die Herren lächeln zustimmend. Eine Weile gehen sie so dahin, erzählen sich belanglose Ereignisse ihrer Kriegs- oder Diplomantentage. Fröhlich gestimmt kommen sie zu einem kleinen, bereits im Verfall begriffenen zweistöckigen Mietshaus und bleiben davor stehen. Der Franzose holt einen Brief aus seiner Tasche, entfaltet ihn und beginnt, ihn zu überfliegen. Er nickt, faltet den Brief wieder zusammen und steckt ihn weg.

»Es ist im ersten Stock. An der Türe wird ein Kreidestrich angebracht sein.«

Der Russe zieht seinen Degen und beginnt damit in die Luft zu schlagen. Der Österreicher runzelt die Stirn.

»Wollen wir vielleicht wie die Tartaren einfallen?«

»Macht keine Scherze! Mongolenhorde haben gemordet meine Familie«, wird der Russe ungehalten.

»Also, bittschön, kann ich was dafür? Aber tun wir uns net streiten, sondern bringen diese ... Angelegenheit hinter uns.«

Sie gehen ins Haus und kommen zur Treppe. Das letzte Tageslicht müht sich, das Innere zu erhellen. Es riecht nach Moder und Fäulnis. Eine fette Ratte läuft an den Stiefeln der beiden Adjutanten vorbei und zwängt sich in eine schmale Ritze. Der Russe deutet mit seinem Kopf zur Treppe. Der Österreicher nickt, dreht sich zum Franzosen, als der Russe mit großen Schritten nach oben eilt.

»Die Armee poltert, die Diplomatie tanzt. Bleibt zurück!«

Der Österreicher steigt vorsichtig die Treppe hoch. Am Treppenabsatz erwartet ihn der Russe.

»Ihr Österreicher seid langsam wie Feldkanone. Wenn ihr kommt, ist Schlacht lange vorbei«, flüstert er und deutet auf

eine Türe, die sich zu ihrer Linken befindet.

»Dafür seid's ihr Russen die Ersten, die nach einer Schlacht nach Haus gehen. Ich seh keinen Kreidestrich.«

»АТАКОВАА!«, ruft der Russe und wirft sich gegen die Türe, die keinen Widerstand leistet und zur Seite schwingt. Gemeinsam durchheilen sie den Vorraum und kommen in einem geräumigen Zimmer zu stehen, das von Kerzen erleuchtet ist. An einem gedeckten Tisch sitzen ein Mann und eine Frau, die die beiden Adjutanten verwundert ansehen. Die Frau, noch nicht dreißig, trägt ein elegantes Kleid und ist fein herausgeputzt. Ihr Parfum vermischt sich mit dem Duft der roten Rübensuppe, die auf dem Tisch angerichtet ist. Der Mann, etwa vierzig Jahre alt, von großem Wuchs und gepflegtem Äußeren – ein aufgezwickelter Schnurrbart ziert sein schmales Gesicht – erhebt sich.

»Meine Herren, was hat dieser Überfall zu bedeuten?«, fragt er und stützt sich mit seiner rechten Hand auf den Tisch. Seine Stimme klingt fest. Die Frau blickt mit gesenktem Kopf auf ihren Porzellanteller, die beiden Hände verschwinden unter dem Tisch.

»Herr Kościuszko?«, fragt der Österreicher den Mann.

»Wie bitte?«

»Heißen Sie Kościuszko?«

»Ich ... kenne niemanden mit diesem Namen.«

Der Österreicher dreht seinen Kopf zum Russen.

»War da jetzt ein Kreidestrich?«, flüstert er.

»War so dunkel. Wie kann ich sehen eine Kreidestrich?«, zischt der Russe zurück.

»Ihr Russen handelt, aber denkt nie!«

»Ihr Österreicher denkt, aber handelt nie!«

Der Russe steckt seinen Degen in die Scheide, als der Franzose

das Zimmer betritt, sich an die Seite der Adjutanten stellt und den Mann zu mustern beginnt.

»Meine Herren! Ich möchte Sie bitten, wieder zu gehen!«, presst der Mann hervor.

»Ich denke, es ist Zeit mit der Charade aufzuhören, Herr Andrzej Kościuszko«, sagt der Franzose und wirft einen längeren Blick auf die Frau.

»Ist er's?«, fragt ihn der Österreicher.

Der Franzose bejaht. Der Russe zieht wieder seinen Degen, während der Mann sich auf die Lippen beißt.

»Woher möchten Sie wissen, dass ich Kościuszko bin?«

»Wir kennen uns, Herr Kościuszko. Ich war es, der Ihnen die Landkarten beschaffte. Vor einem halben Jahr ... in Krakau. Sie wundern sich, dass ich mir Ihr Gesicht einprägen konnte? Mein Herr, die geheimen Dienste der Diplomatie vergessen niemals ein Gesicht, niemals einen Namen!«

»Verräter auch nicht«, murmelt der Mann und ballt seine linke Hand zusammen, während die Frau ihre Augen schließt. Der Österreicher wendet sich an ihn.

»Herr Kościuszko, ich möchte Sie bitten, sich anzukleiden und uns auf die Kommandantur zu begleiten.«

Der Mann, der Kościuszko heißt, regt sich nicht, antwortet nicht, starrt nur zu Boden. Die Frau, die ihre Augen wieder geöffnet hat, schiebt mit der linken Hand bedächtig eine Schale zur Seite und berührt dabei mit ihrem kleinen Finger die aufgestützte Hand des Mannes. Eine Weile wird nichts gesprochen. Durch die offenen Türen zieht der Wind in den Raum und lässt die Kerzen unruhig flackern. Schließlich löst Kościuszko seine Hand vom Tisch.

»Ich werde Ihnen keine Unannehmlichkeiten bereiten. Wenn

es mir erlaubt ist, möchte ich mir meine beste Kleidung anziehen.«

»Natürlich. Vor dem letzten Gericht erscheint man nur im besten Kleid«, gibt der Franzose zurück. Kościuszko bedankt sich, geht in einen Nebenraum und schließt die Türe. Der Österreicher seufzt.

»Neben all den zerstörten Munitions- und Versorgungswägen war das Weinlager in Bautzen der hinterhältigste Angriff seiner kleinen Husarentruppe. Alle Fässer haben sie hin g'macht. Der Feldmarschall und die Generäle waren außer sich. Waren ja die allerbesten Weine.«

Der Russe lacht.

»Österreicher ohne Wein ist wie Russe ohne Wodka! Seele wird ganz traurig.«

Die Frau blickt auf.

»Ist es mir gestattet, das Wort an die Herren zu richten?«

»Wie könnte man einer schönen Frau eine Bitte abschlagen?«, lächelt der Franzose.

»Ist das Regel von Diplomatie?«, fragt der Russe.

»Das ist die Regel der Galanterie«, antwortet der Franzose – »Madame, sprechen Sie.«

Die Frau sammelt sich.

»Ich habe keine andere Wahl, als mich Ihnen zu Füßen zu werfen, meine Herren. Die Mutter von Herrn Kościuszko ist hier in der Obhut barmherziger Schwestern und wird wohl den Morgen nicht erleben. Deshalb ist Herr Kościuszko in die feindliche Stadt gekommen und hat sich wohlgemut der Gefahr ausgesetzt. Ich bitte um drei Stunden Aufschub für ihn, sodass er noch Abschied von seiner geliebten Mutter nehmen kann. Ich verbürge mich mit meinem Leben, dass Herr Kościuszko

sich dem Gericht nicht entziehen wird.«

Der Österreicher schüttelt den Kopf.

»Wenn man sich diese allerschändlichsten Angriffe vor Augen führt, die Generalität sitzt ja seit Wochen auf dem Trockenen, so bleibt mir nichts anderes über, als Ihr Ansinnen auf das Entschiedenste abzulehnen. Es tut mir leid.«

»Meine Herren, vielleicht kann ich Sie doch noch umstimmen. Ich bin keine gemeine Frau, vielmehr fließt königliches Blut in meinen Adern. Der Stammbaum der Anjous, meiner Familie, reicht lange und weit zurück. Wir stellten die Könige von Ungarn, Polen und Jerusalem. Ich bin die letzte der Anjous und besitze eine stattliche Anzahl an Ländereien und Schlösser. Geld bedeutet mir nichts. Ich würde all meinen Reichtum als Pfand einsetzen.«

»Dies ist sehr aufopfernd, Madame«, geht der Franzose einen Schritt zum Tisch – »Verzeiht, wenn ich mir jedoch anmaße, Ihnen zu widersprechen. Der polnische Zweig der Anjous ist bereits vor einem Jahrzehnt ausgestorben.«

»Wer möchte das behaupten?«, fährt die Frau den Franzosen an – »Sind es nicht all jene, die davon Nutzen und Gewinn sich versprechen, für die eine Frau als toter Zweig gilt?«

Die Frau holt ihre rechte Hand hervor, streift einen imposanten Ring vom Finger und wirft ihn auf den Tisch.

»Seht selbst. Es ist der Ring der Anjous! Jeder kann erkennen, dass dieser Ring eine einzigartige Kostbarkeit ist. Damit könnte man leichtens hundert Weinlager kaufen.«

Der Österreicher geht an den Tisch und nimmt sich den Ring. Der Russe sieht ihm über die Schulter. Bewunderndes Gemurmel setzt ein. Der Franzose streicht sanft mit seinem Zeigefinger über einen leeren Porzellanteller. Sein junges Gesicht spiegelt

sich darin. Die Frau senkt ihren Blick.

»Monsieur«, flüstert sie, »pourrais-je me permettre de vous soumettre une proposition?«



Kościuszkó, in einem festlichen Anzug, kommt aus dem Zimmer. Der Franzose wendet sich an ihn.

»Herr Kościuszkó, wir haben beschlossen, Ihnen bis Mitternacht Zeit zu geben, Ihre persönlichen Angelegenheiten zu ordnen. Madame hat sich bereit erklärt, mit ihrem Namen und ihrem Vermögen für Sie zu bürgen.«

Kościuszkó sieht fragend zur Frau.

»Es ist nun einzig und allein Ihre Entscheidung!«

Eine Stille entsteht. Nur das Ticken der Standuhr, die im Zimmer steht, ist zu hören. Da erhebt sich die Frau, geht nah an seine Seite und flüstert ihm ins Ohr. Ihr Gesicht errötet.

»Najdroższy, idź ... i nie martw się o mnie ... troszcz się o naszą Ojczyznę i o twojego Tadeusza ... proszę, proszę Ciebie o to ... spiesz się, spiesz ...«

Kościuszkó nimmt die Hand der Frau, hält sie in der seinen, dann gibt er ihr einen zarten Kuss darauf. Er wendet sich um.

»Die Großzügigkeit meiner Feinde beschämt mich. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, dass ich um Mitternacht wieder hier sein werde.«

Kościuszkó nimmt einen Gehstock, setzt seinen Hut auf und geht aus dem Zimmer, verfolgt von den Augen der Anwesenden.



Der Nachtwächter ruft zur vollen Stunde. Es ist Mitternacht. Der Franzose holt seine goldene Ferdinand-Berthoud-Uhr, die ihm Madame de Pompadour zum Geschenk machte, aus der Tasche seiner Weste, klappt den Deckel auf und liest die Uhrzeit. Der Russe öffnet eine neue Weinflasche und macht die Gläser voll.

»Pole ist nicht blöd. Wird nicht kommen. Lässt Geliebte in Stich.«

»Dank der Diplomatie sind wir net leer ausgegangen«, zuckt der Österreicher mit der Schulter – »Es wird sie schon noch geben, die Gelegenheit, den polnischen Halunken zu fassen.« Der Franzose klappt den Deckel zu.

»Ja, er wird wohl nicht mehr kommen. Ich werde Madame davon in Kenntnis setzen«, sagt der Franzose, steckt die Uhr wieder ein, erhebt sich, nimmt den goldenen Ring in die Hand und geht zur geschlossenen Türe, die ins Schlafgemach führt. Er klopft leise an. Wartet. Öffnet die Türe und geht in das Zimmer. Der Russe nimmt einen kräftigen Schluck, stellt das Glas weg und wirft einen Blick zur Türe.

»Frau ist mutig wie Tiger. Mein russisches Weib würd mir kratzen die Augen aus dem Kopf, wenn sie hört, was ich gemacht habe hier.«

»Über die Geschäftemacherei der Diplomatie redet man net! Am besten, wir tun so, als ob ...«, beginnt der Österreicher, wird aber von Schritten, die näher kommen, unterbrochen. Beide sehen zur Türe, die in den Vorraum führt. Mit einem Male steht Kościuszko im Zimmer. Er ist außer Atem, der Schweiß steht ihm auf der Stirn. Seine Augen suchen nervös das Zimmer ab. Der Österreicher und der Russe erheben sich, sehen nicht die Pistole, die er in seinem Gehrock verborgen hält.

»Ich bin hier ... und löse mein Versprechen ein.«

»Gut, Herr Kościuszko. Bleiben Sie hier, wir werden ...«

Der Franzose kommt mit der Frau, die in einem dunkelblauen Deshabillé* gekleidet ist, aus dem Zimmer. Ihr Gesicht ist blass, ihr Blick gesenkt, ihre Bewegungen stockend. Als sie Kościuszko sieht, zuckt sie zusammen. Sie beginnt zusammenhanglose Wörter zu murmeln. Kościuszko geht zu ihr, nimmt ihre zitternde Hand und küsst sie leidenschaftlich. Schließlich lässt er sie los und wendet sich an den Franzosen.

»Mein Herr, ich stehe tief in Ihrer Schuld. Möchten Sie nun Ihr Versprechen halten und der Dame die Freiheit wiedergeben. Ich stehe zur Verfügung.«

Die Blicke der beiden Kontrahenten treffen sich und erzählen einander von Sieg und Niederlage.

»Wenn es mir erlaubt ist, werde ich Madame wieder ins Zimmer führen«, sagt der Franzose.

»Ich danke Ihnen«, kommt es leise von Kościuszko. Der Franzose berührt die Frau sanft an der Seite und führt sie in das Schlafgemach zurück. Kościuszko wartet, bis sich die Türe geschlossen hat, holt ein Medaillon aus Bernstein aus der Tasche und fährt mit den Fingern behutsam darüber. Er dreht sich zu den Adjutanten. »Möchten Sie bitte dieses Medaillon der Dame übergeben. Es ist mir viel daran gelegen«, sagt er und legt das Medaillon auf den Tisch. Die beiden Adjutanten gehen neugierig zum Tisch. Der Russe nimmt das Medaillon in die Hand.

»Kann sehen ein Wort ...«, dreht und wendet der Russe das Medaillon, während Kościuszko in seinen Rock greift und die Pistole hervor holt.

»Verzeihen Sie mir«, sagt er leise, »wenn ich Sie mit meiner Tat brüskiere.«

* Hauskleidung

»Was für Tat?«, fragt der Russe, ohne seine Augen vom Medaillon zu nehmen. Kościuszko hält sich die Pistole an die Schläfe, spannt den Hahn und schließt die Augen.

»Was steht denn drauf?«, fragt der Österreicher, der über die Schulter des Russen schaut.

»Żegnajcie!«, flüstert Kościuszko.

Der Abzug wird gedrückt. Der Hahn mit dem eingespannten Feuerstein schlägt auf die Metallkappe und löst einen Funken aus, der das Zündkraut und somit die Treibladung entzündet. Die Explosion befördert die Bleikugel aus dem Pistolenlauf und durch den Schädelknochen Kościuszkos. Der Knall des Schusses hallt im Zimmer, als wäre eine Kanone auf freiem Felde abgefeuert worden. Kościuszko fällt mit geborstenem Kopf nach hinten, das Medaillon dem Russen aus der Hand. Das Blut aus der klaffenden Wunde bildet in aller Schnelle eine rote Lache. Der Österreicher im weißen Militärrock, der über und über mit Blutspritzen bedeckt ist, schüttelt den Kopf.

»Was für eine Sauerei.«

»Was für mutige Tat!«, ist der Russe gerührt.

Der Franzose kommt aus dem Zimmer geeilt und verschafft sich einen Überblick.

»Und?«, fragt der Österreicher und nimmt vom Tisch eine Stoffserviette – »Was ist auf dem Medaillon oben g'standen?«, »Tiret«, antwortet der Russe, während seine Augen den Boden absuchen. Der Franzose bückt sich, hebt das Medaillon auf, wischt es sorgfältig ab und besieht es sich eingehend.

»Tiret?«, tupft der Österreicher sein Gesicht ab.

»Ja, einfach nur Tiret.«

* * * *

DER SPALT EINER TÜR

Aleksander Mickiewicz schleicht mit einer flackernden Kerze in seiner Rechten auf Zehenspitzen durch die dunklen Gänge des Schlosses des Fürsten Opaliński. Im Südflügel, im ersten Stock, die dritte, vielleicht ist es auch die vierte Türe, dort befindet sich das Schlafgemach, das er sucht. Mickiewicz ist kein mutiger Held, kein furchtloser Mann, den das gefährliche Abenteuer lockt. Aber in dieser Nacht, es geht auf Mitternacht zu, schlägt wohl seine Stunde. Er bleibt am Treppenabsatz stehen, atmet kurz durch. Würde er jetzt entdeckt werden, er müsste eine gute Antwort finden. Aber wie sollte sich ein ehrbarer Mann herausreden können, der in später Nacht und in aller Heimlichkeit in jenes Stockwerk geschlichen ist, in dem die zwei Töchter des Hauses ihre Schlafgemächer haben. Freilich, die Kammerzofen haben auch hier ihre kleinen, bescheidenen Kammern, um ihren Herrinnen nahe und immer dienstbar zu sein. Ja, denkt sich Mickiewicz, das wäre eine halbwegs annehmbare Antwort, zu behaupten, sich für eine der Kammerzofen erwärmt zu haben und deshalb hier zugegen gewesen zu sein. Mickiewicz wartet den letzten Gong ab, dann schleicht er weiter. Die erste Türe. Die zweite Türe. Die dritte Türe. Moment. Die dritte Türe, sie muss es sein. Schließlich ist sie einen Spalt geöffnet. Trotzdem sieht er zur vierten Türe, um sich zu vergewissern, dass diese geschlossen ist. Er geht wieder zurück. Sieht sich den Spalt an. Unmöglich, dass es Zufall ist. Er bläst die Kerze aus und wartet noch ein wenig zu. Dann öffnet er leise die Türe, schlüpft hindurch und schließt sie wieder sachte.

Das Zimmer ist in Dunkelheit getaucht. Nur mühsam können seine Augen, die zuvor noch in das Kerzenlicht geblickt, die Umrisse des Mobiliars ausmachen. Die Fensterläden lassen nur unmerklich das fahle Mondlicht herein. Die Stille macht ihn unruhig. Wie lange hat er nun zu warten? Hundert und ein Gedanken durchströmen Körper und Geist. Was, wenn sie ihn nur zum Besten halten wollte? Was, wenn sie sich einen Spaß erlaubte? Was, wenn der Hausherr, Fürst Opaliński, wütend an die Türe klopfte? Das Herz schlägt ihm bis zum Hals. So schön, wie er es sich ausgemalt hat, noch vor Minuten, so grässlich zeichnet er jetzt das Unglück. Aber ist es eines? Im Gemach der jüngeren und hübscheren Tochter des Hauses zu stehen? Nicht eingedrungen, nein, vielmehr eingeladen worden zu sein. Kann ein Mann, der noch alle Sinne und halbwegs Gesundheit in Brust und Lenden beisammen hat, darf so ein Mann nicht jubilieren? Aber jedem Theoretiker ist die Praxis eine Qual. Mickiewicz gibt sich einen Ruck und räuspert sich. Vorsichtig. Leise. Und horcht in das Zimmer. Kein Ton ist zu vernehmen. Doch! In der hinteren Ecke, links von ihm, nimmt er ein leises Räuspern wahr.

»Herr Mickiewicz, wie ich hoffe und mir wünsche«, flüstert eine Frauenstimme aus der Ecke und hinter einem Paravent.

»Ja, ich bin es, Fräulein Madeleine«, flüstert er zurück.

»Sie geben mir Ihr Wort, dass über diese Begegnung kein Wort jemals Ihren Munde verlässt?«

Stille.

»Herr Mickiewicz?«

»Ich ... ich kann Ihnen das Wort nicht geben.«

»Wie ... wie ... was soll das heißen?«, flüstert sie, die eine oder andere Silbe verschluckend.

»Ich darf ... ich kann nicht leugnen, was ich gesehen ... mein Ehrgefühl versagt es mir.«

»Sie würden mich kompromittieren? Ich ... die Sie einlud ... die Ihnen die Türe öffnete?«

»Es ... es hat nichts mit Ihnen zu tun, Fräulein Madeleine. Ich kann Lüge nicht als Wahrheit ausgeben ...«

»Schweigen Sie! Seid still! Sofort!«

Mickiewicz wartet, während in der Ecke vermutlich angestrengt nachgedacht wird. Eine verworrene Situation. Wie hätte das Mädchen annehmen können, dass der gelehrte Mickiewicz auch in den Angelegenheiten seines Herzens keine Lüge duldet?

»Fräulein Madeleine ... möchten Sie, dass ich gehe?«

»Bleibt ... die Sache ist zu weit fortgeschritten, als dass ich noch imstande wäre, sie aufzuhalten. Wenigstens möchte ich Sie bitten sich in das Bett zu begeben ... es befindet sich zu Ihrer Linken. Geben Sie mir Ihr Ehrenwort, Herr Mickiewicz, dass Sie Ihre Kleidung nicht von sich streifen werden ... und wenn ich Ihnen anbefehle, das Gemach zu verlassen, dass Sie es ohne Widerrede tun.«

»Ich verspreche es.«

Mickiewicz hört die tapsenden Schritte, die sich der Bettstatt nähern. Der Schatten, den Mickiewicz Madeleine nennt, huscht ins Bett und verschwindet unter den Decken. Mickiewicz wartet einen Augenblick, dann nähert er sich vorsichtig dem Bett und schlüpft ebenfalls unter die Decken. Für einen Moment wundert er sich, dass noch niemand dieses überlaute Pochen gehört hat, das sein Herz erzeugt. Ja, in seinem Kopf klingelt und trommelt und schellt und schallt es, dass Mickiewicz befürchten muss, ohnmächtig zu werden. Eine warme, zarte Hand ertastet seinen Arm. Nur zwei kleine Augen leuchten, funkeln,

sprühen. Ob eingebildet oder nicht, an ihnen orientiert er sich, er der blinde Wanderer, der nicht weiß, wie ihm geschieht. So starren sie sich an. Wie zwei Raubkatzen, die sich gegenseitig, als Beute bestimmt haben. Ihre Lust knurrt und giert. Aber der Anstand lässt sie noch zuwarten. Das schlechte Gewissen nagt im hintersten Winkel der Seele. Aber alles Verbotene reizt. Umso mehr, als dass sich hier zwei Herzen umschlingen wollen. Wer will es verbieten? Etikette und Gastrecht vielleicht? Der fremde Kopf kommt näher – Mickiewicz kann den warmen, hitzigen Atem auf seinem Gesicht spüren. Die weibliche Lust fegt jede Scham, jeden Zweifel hinfort. Ungestüm wird Mickiewicz Gesicht geküsst und liebkost. Damit gibt es kein Zurück mehr. Mickiewicz umfasst den weichen Leib, der, eingehüllt in viele Kleider, ihm dargebracht wird. Wonne, ruft er still in sich hinein, so ist es also, wenn die Natur ihr Recht fordert und verlangt. Er lässt geschehen. Und es geschieht. Am 8. August 1788.

* * * *

EINE ANDEUTUNG, DIE ADELT

Die Strahlen der Nachmittagssonne scheinen freundlich durch die Fenster und tauchen das Teezimmer im Schloss der Opalińskis, nahe bei Krakau, in ein wohligh warmes Licht. Mickiewicz nimmt am kleinen runden Tisch Platz, an dem die Fürstin sitzt, in gewisser Weise vielleicht sogar thront. Er rückt noch mit dem Stuhl zum Tisch, während ein Dienstmädchen bereits Tee in die Schalen gießt, danach die Kanne wegstellt und sich vier Schritte entfernt. Fürstin Opalińska, das Alter von fünfzig Jahren noch nicht überschritten, mit silbergrauer Perücke, perfekter Toilette und steifer Haltung, reicht ihm die Zuckerdose. Mickiewicz lehnt höflich ab. Die Fürstin nimmt es mit einer kurzen Geste zur Kenntnis und gibt sich reichlich Zucker in den Tee.

»Ihr seid, mit Verlaub, ein sehr sonderbarer Mann. Ihr verzichtet auf viel Gutes, Köstliches in Eurem Leben. Oder ist es ein großes Laster, sich dem Süßen hinzugeben?«

»Das Übermaß vernichtet das Kostbare.«

Mit einem kleinen silbernen Löffel verrührt die Fürstin langsam den Zucker.

»Gewiss. Nun, Herr Mickiewicz, habt Ihr eine Antwort auf meine Frage gefunden?«

»Das habe ich. Wenn Ihr in dieser Welt glücklich leben und andere glücklich machen wollt, so rate ich, so wenig als möglich zu erwarten und zu fordern.«

Die Fürstin lächelt.

»Ihr seid ein kluger Mann. Aber was hilft all das Erzeugnis des

Gehirns, wenn es doch niemanden ernähren kann?»

»Da möchtet Ihr freilich recht haben. Aber seht, wenn ich auf das alte Wesen des Rittertums hinweisen darf, so bestand der Reichtum eines edlen Ritters aus dem Ruhm. Solange ein Lorbeerkrantz der Lohn der Tapferkeit war, so lange hatte Rom Helden. Sobald man aber der Tapferkeit Statthalterschaften und Reichtümer versprach, fand Rom nichts als gemeine Krieger, die ihre Dienste immer nach ihrem Solde abmaßen, und sie zuweilen noch in geringerem Maße leisteten.²«

»Ich denke, wir sollten den Tee nicht kalt werden lassen. Es ist übrigens eine vorzügliche Teemischung aus Indien.«

Die Fürstin nippt an der Tasse, während Mickiewicz einen großen Schluck nimmt und sich dabei Lippen und Zunge verbrennt. Erschrocken fährt Mickiewicz hoch. Durch die ruckartige Bewegung bricht der zarte goldbestäubte Griff der Tasse, die auf die offene Zuckerdose fällt und in zwei Teile zerspringt. Der Tee flutet Dose und Tischchen. Die Fürstin seufzt leise, wendet ihren Blick dem Dienstmädchen zu, das sich sofort daran macht, diese Ungeschicklichkeit aufzuräumen. Mickiewicz nimmt wieder Platz, tupft sich mit der Serviette die Lippen ab. Nachdem die Ordnung am Tisch wiederhergestellt ist, die neue Tasse mit Tee gefüllt, und das Dienstmädchen sich entfernt hat, wendet sich die Fürstin wieder an Mickiewicz.

»In unserem Hause ist es üblich, den Tee sehr heiß zu servieren. Kommen wir zu meinem Anliegen. Habt Ihr Euch noch nicht gefragt, Herr Mickiewicz, warum Ihr auf das sommerliche Anwesen der Opalińskis geladen wurdet? Gewiss, Euer gelehrter Ruf, den Ihr Euch an der Krakauer Akademie erworben habt, eilt Euch weit voraus und ich schätze jede geistreiche Unterhaltung. Aber mag das ein zureichender Grund sein,

Euch als Gast aufzunehmen und Euch alle Annehmlichkeiten zu gewähren?»

»Solche Fragen will ich mir nicht stellen. Wie es Gott fügt, so füge ich mich.«

Die Fürstin nippt wieder an der Tasse und stellt sie vorsichtig ab.

»Seht, ich habe Eure werte Mutter gekannt. Sie war es, die mir von Eurer Existenz erzählte. Sie bat mich an ihrem Sterbebett, ein Auge auf Euch zu haben.«

»Verzeiht, wenn ich hier widersprechen muss, aber ich selbst war zugegen, als meine Mutter, einsam und alleine, in einem kleinen Zimmer in Krakau mit Gott ihren Frieden machte. Der Krieg und die Politik haben ihr alles genommen, nur ihren Glauben nicht.«

»Diese Eure Mutter meine ich nicht.«

»Ich verstehe nicht.«

»Die Frau, die Euch mit all ihrer Güte aufzog und die in Euren Armen starb, war nicht Eure leibliche Mutter.«

Mickiewicz erstarrt.

»Es ist nicht leicht zu verstehen, was ich Euch mitzuteilen habe«, fährt die Fürstin fort, »aber ein Versprechen gehört eingelöst. Zu guter Letzt.«

»Frau Mickiewicz ist nicht meine ...?«

»Ja, so ist es.«

»Wer ... wer war nun meine leibliche Mutter?«

»Dies ist und bleibt ein ewiges Geheimnis in meiner Brust, Herr Mickiewicz. Verzeiht mir, dass ich Euch den Namen Eurer leiblichen Familie nicht nennen darf, aber Eure Mutter wollte es so und ich füge mich.«

»Warum ... möchtet Ihr mir die Illusion nehmen, wenn Ihr

nicht gewillt seid, mir im Gegenzug die Wahrheit zu sagen?»

Die Fürstin gibt dem Dienstmädchen ein Zeichen.

»Vielleicht beantwortet dieses Schreiben Eure Frage.«

Das Dienstmädchen kommt mit einem Silbertablett zum Tisch. Die Fürstin nimmt ein gesiegeltes Kuvert vom Tablett, wartet bis sich das Mädchen wieder vier Schritte entfernt hat und reicht ihm das Kuvert.

»Es ist von Eurer Mutter.«

Zögernd nimmt er das Kuvert.

»Nur Mut, Herr Mickiewicz. Ich denke, Eure Mutter wird tröstende Worte für Euch gefunden haben. Lest den Brief im Privaten.«

Die Fürstin nimmt einen kleinen Schluck. Mickiewicz betrachtet das Kuvert ungläubig. Er lässt seine Fingerkuppen über das Papier, über das längst eingetrocknete Wachs des Siegelabdrucks gleiten.

»Herr Mickiewicz, bevor ich Euch von dieser vertraulichen Unterredung entbinde, möchte ich noch das Gespräch auf meine Töchter lenken. Ich mache mir die allergrößten Sorgen um Fräulein Ludomiła, meine Älteste, die, ... es ist kein Geheimnis, sich keinem Mann noch anvertrauen wollte. In einem Monat wird sie 20 Jahre sein und es steht zu befürchten, dass ein weiteres Jahr vergehen wird, bis ich eine Ehe arrangieren werde können. All meine bisherigen Versuche hat sie mit einer kühlen und leidenschaftslosen Art zum Scheitern gebracht. Ich mache mir ernstlich Sorgen, um die Zukunft der Familie. Solange Fräulein Ludomiła nicht verheiratet ist, wird ihre junge Schwester kein Verlöbnis eingehen dürfen. Ihr möchtet Euch gut vorstellen, dass es Fräulein Madeleine nicht an galanten und tugendhaften Verehrern mangelt. Ich rede mit Euch so vertraulich,

weil ich glaube, dass ein gelehrter und tugendhafter Mann, mit Vernunft und Weitsicht ausgestattet, guten Einfluss auf meine Tochter haben wird. Sie ist wissbegierig, hält sich des Tages und des Nächstens in der Bibliothek auf und liest mit einer un- schönen Leidenschaft. Ich gehe sogar soweit, zu meinen, dass sie Bücher und Broschüren zu Gesicht bekommt, die einer Frau schaden und ihr Gemüt verderben können. Vielleicht möchtet Ihr Euch die Bibliothek in aller Ruhe ansehen und mir all jene Bücher nennen, die in einem sittlichen und gottesfürchtigen Hause nichts zu suchen haben.«

»Sollte dies nicht Aufgabe eines Bibliothekars sein?«

»Unser guter Bibliothekar ist vor einem halben Jahr von uns gegangen. Eine ... lutheranische Bibel ist ihm so unglücklich auf den Kopf gefallen, dass er Tage später daran verschied. Seit diesem tragischen Zwischenfall getraut sich kein gläubiger Bibliothekar mehr in die Räumlichkeiten.«

»Wie kommt dieses Buch in das Haus einer katholischen Familie?«

»Darauf weiß ich keine Antwort. Aber ich weiß, dass diesen schlesischen Ketzern nichts mehr heilig ist und sie immer furchtloser werden. Man sollte sie mit ihren blasphemischen Schriften verjagen. Wie dem auch sei. Herr Mickiewicz, Ihr kennt doch das Sprichwort, dass ein Gast in einer Stunde mehr als der Gastgeber in einem Jahr sieht. Sagt mir, welche Bücher fortzuschaffen sind und ich werde es veranlassen. Dafür sollt Ihr angemessen entlohnt werden.«

»Ich werde es gerne tun.«

»Das freut mich. Ihr bessert damit das Leid einer geplagten und gläubigen Mutter«, lehnt sie sich ein klein wenig zurück –

»Heute Abend werde ich zu einer Soiree laden ... möchtet Ihr

mir die Freude bereiten, die Comtesse Desclos de la Fonchais* auf diese zu begleiten? Das junge Kind ist ohne ihren Gemahl zu Gast in unserem Hause und ich denke, sie würde sich freuen, mehr über die polnische Gastfreundschaft zu erfahren.«

»Ich werde die Comtesse gerne begleiten.«

»Sehr schön. Eines noch, bevor ich Euch entlasse. Findet Ihr meine Tochter Ludomiła in dem Maße reizvoll, in dem eine Frau ihres Alters zu sein hat?«

»Wenn ich das Positive und das Negative gegeneinander aufrechne, so bleibt unter dem Striche nur ein Ergebnis, als dass die Natur ihre weiblichen Reize nicht eben allzu üppig bedachte.«

»Wie darf ich diese Worte verstehen, Herr Mickiewicz?«

»Ist es mir erlaubt, in aller Offenheit zu sprechen?«

»Zögert nicht. Redet frei und ohne Scheu. Ich muss die Wahrheit wissen!«

»Die Wahrheit ist nicht immer angenehm.«

»Ihr weicht mir aus, Herr Mickiewicz!«

»Sie ist hässlich, werthe Fürstin.«

* * * *

* geboren 1769

*Kann es etwas Wunderbareres geben, als die ganze Welt
mit ein paar Argumenten in Bewegung zu setzen?*

VOLTAIRE



BAND I: Sommer 1788. Als der Gelehrte Aleksander Mickiewicz sich in die schöne Madeleine, Tochter eines polnischen Aristokraten, verliebt, ahnt er noch nichts von den mysteriösen Umständen seiner Herkunft und von den Ereignissen, die ihn bald unversehens in die politischen Umbrüche hineinziehen werden. In Begleitung des geheimnisvollen, zuweilen verschrobenen Marquis d'Angélique begibt er sich auf eine gefährliche Reise nach Frankreich und begegnet dem genialen Vordenker der Revolution Graf Mirabeau und weiteren historischen Personen wie Frédéric Baron von Dietrich, Antoine Barnave, Grondel, Gräfin La Guyomais, Manduit, Gräfin de la Fonchais und Prinzessin Lubomirska. Seine Welt beginnt, am Vorabend der Revolution aus den Fugen zu geraten ...

ÜBERLIEFERTE BRIEFE: Graf Mirabeau und König Ludwig XVI.



Richard K. Breuer, geb. 1968, lebt und arbeitet in Wien. »Tiret« ist neben der Cyberspace-Komödie »Rotkäppchen 2069« seine zweite Veröffentlichung. Die Fin-de-Siècle-Theaternovelle »Azadeh oder Die 13 Tage des Leutnant Johann Gottfried von Märwald« und der Tagebuchroman »Der Fetisch des Erik van der Rohe« sind noch in Vorbereitung.



ISBN 978-3-9502498-1-1

<http://www.1668.cc>

AUFLAGE: 500 STÜCK € 17,90

fortlaufende Nummerierung am Buchrücken!

